

Der Posener Stadt- und Landbote.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung für Jedermann.

Sonnabend, den 31. Januar 1835.

Nro. 5.

Inhalt: Die Eiche zu Gadebusch. Die leb. Leiche, Erzähl. Bunter, aus Zeit u. Gegenwart. Danzig's Getreidehandel. Der Kopist etc., ein Local- u. Ueberallstück. Naturhistorisches. Theaterschau: „Nro. 777,“ „die Reise a. gemeinsch. Kosten.“ Scyn u. Nichtscyn. Das Hörnerauffsetzen. Auflöf. d. Log. in Nr. 4. Räthselfr.

Von diesem höhern Orts genehmigten Blatte, erscheint jeden Sonnabend eine Nummer in Großquart, einen Bogen stark. Die Pränumeration auf ein Vierteljahr beträgt 15 Egr. Abnehmer außerhalb Posen zahlen 18 Egr. Sämmtliche hiesige Buchhandlungen und die unterzeichnete Expedition nehmen Bestellungen darauf an. Auswärtige wollen gütigst sich mit Bestellungen an die resp. Postämter oder jede Ihnen nahe gelegene Buchhandlung wenden. Die resp. Postämter wenden sich ihrerseits an das Königl. Ober-Postamt in Posen, und die auswärtigen Buchhandlungen an irgend eine der hiesigen Buchhandlungen oder an die Mittlerische in Berlin. — Gemeinnützige und unterhaltende Beiträge werden bereitwillig aufgenommen und auf Verlangen honorirt. — Diejenigen, welche dieses Blatt gegen Provision in Commission nehmen und gefälligst weiter verbreiten wollen, werden ersucht, sich in portofreien Briefen unmittelbar an die unterzeichnete Expedition zu wenden. Inzerate jeder Art werden für den Betrag von 1 Egr. für die gespaltene Zeile aufgenommen. Jede Nummer, einzeln entnommen, kostet 2 Egr.

Expedition des Posener Stadt- und Landboten,
in Posen, Markt, Nro. 94, täglich Vormittags von 8 bis 12 Uhr offen.

Die Eiche bei Gadebusch*).

Es blinken die Sterne am Himmelsgezelt
Es ziehen die Wolken vorüber
Und blassen Gesichts, zur schlummernden Welt,
Schaut silbern der Vollmond herüber —
Doch schneller noch, als die Wolken flieh'n,
Kast tobend der Sturm durch der Wälder Grün.

Die Windsbraut zerbricht mit zermalmender Kraft
Die Erle, die Pappel, die Linde,
Allein einer Eiche stark eherner Schaf:
Trost kühn dem vernichtenden Winde,
Und wist Ihr, worauf ihre Stärke sich baut? —
Sie ist ja mit heiligem Blute behaut! —

*) Theodor Körner ruht unter dieser Eiche, ach! so frühe ist dieses blühende Dichterköpfchen von den tödtlichen Parzen in das Grab gebeugt worden.

Und Nachts, sey düster es auch oder mild,
Mag stürmen es auch oder regnen,
Des Nachts, und sey auch der Mondstrahl
verhüllt,

Wenn Zwölfe und Eins sich begegnen,
Sitzt unter dem Baum eine Jünglingsgestalt,
Und greift in die Saiten mit Sturmesgewalt.

Und rings um den Jüngling, im endlosen Kreis,
Da liegen, die Schwerter gezogen,
Die schwarzen Gesellen, das Antlitz so weiß,
Deren Herzblut die Erde gesogen;
Sie singen, wie Geisterlaut schallt's durch den
Hain:

„Was glänzt dort im Walde im Sonnen-
schein?!“

Da tönet das erste Hahnengeschrei,
Verstummt ist der Sang in der Kunde —

Es kispeln die Krieger: „die Nacht ist vorbei!“
Kein Wort mehr entschlüpft ihrem Munde,
Doch eh' noch ein Jeder zur Grabesruh geht,
So knieen sie nieder zum stillen Gebet.

Sie beten zum Vater, daß Ruhe und Glück
Sey Preußen und Deutschland beschieden,
Daß Ihm, Friedrich Wilhelm, ein heitres
Geschick

Noch lange erblühe in Frieden.
Das ist das Gebet, das dringet empor
Von bleichen Lippen zum Sternenchor.

Und segnend, im lustigen Nebelgewand,
Entflohen dem Paradiese,
Den Heiligen schon auf der Erde verwandt,
Schwebt hold sie hernieder: Louise!! — —
Da hallet die Glocke so dumpf durch die Nacht,
Der Raum ist nun öde, der Morgen erwacht.

In Osten, da leuchtet, da dämmert es schon,
Und immer noch tönt es im Haine
Wie Aeolsharfen und Glockenton,
Wo ruhen des Sängers Gebeine.
Das Grab, wo er schlummert, ist groß nicht
und weit —

Sein Name jedoch lebt im Buche der Zeit.
(Gustav Döring.)

Die lebende Leiche.

Nach einer Erzählung des seligen Pfarrherrn Cyprianus
Pasumucius Erdberlein,
von Gustav Döring.

Unter allen Spenden und Gaben, die der Himmel
den Kindern der Erde verliehen, ist doch das ange-
nehmste Geschenk die Erinnerung. Sey sie oft auch
schmerzlich und wird das Auge oft auch feucht bei
dem Besuche der Träume einer vergangenen Zeit, bleibt
es bei allen dem doch ein süßes Gefühl, in dem
Schmerz entschwendener Jahre schwelgen zu können.
Eine Erinnerung ist jedoch fast immer rosig und heit-
ter, ich meine die an den Traum unserer Kinderzeit,
ein Zeitraum, noch nicht in das düstere Grau der Er-
sahrungen, der ernstern Lebensansichten, gekleidet, aus

dem die form- und gestaltlosen Bilder wie Erschei-
nungen einer phantastischen Feenwelt, in das profaische
Seyn des reiferen Mannes, neckend hinüberspielen.

So ist mir aus meiner Knabenzeit, obgleich die
Erinnerung nicht ungetrübt erscheint, doch noch ziem-
lich klar bewußt, daß meine angenehmsten Stunden
dieserigen waren, in denen an langen Winterabens
den der greise Pfarrherr, den ich oben mit Namen
benannte, die Schwelle meines elterlichen Hauses be-
trat, sich freundlich in dem stillen Kreise meiner An-
gehörigen niederließ und auf unser inständiges Bitten
zu erzählen begann, was er größtentheils den Kirchens-
büchern der katholischen Pfarrkirche meiner Vaterstadt
entlehnte.

Eines Abends, als der kalte Decemberwind eben
mit gewaltiger Kraft die Laden der niedrigen Fenster
unseres zwar kleinen, aber heimlichen, wohl erwärm-
ten Zimmers schüttelte und der stumme Kreis seiner
Zuhörer begierig seinen Worten lauschte, begann der
freundliche Greis:

Es mögen wohl schon hundert und dreißig Jahre
her seyn, als in einer kalten Winternacht, so wie die
heutige es ist, der achtzigjährige, aber starke und im-
mer noch rüstige, Todtengräber Nikolaus Steinert
auf dem Kirchhofe, der die hohen ehrwürdigen Mauern
unserd Gotteshauses umgiebt, beim trüben Scheine
seiner Laterne, ein frisches Grab zu graben beschäftigt
war. Aber nicht leicht, wie sonst, ging seine traurige
Arbeit ihm von statten, nicht, wie sonst, brummte
er, durch sein Jahre lang betriebenes Handwerk, je-
der Herzensbewegung entfremdete Greis, ein lustiges
Liedchen vor sich hin, sondern Thränen, heiße Thränen,
die aus seinen Augen strömten, besuchten die vor
ihm liegenden, aufgeworfenen, von der schneidenden
Frosteskälte hart gewordenen Erdschollen; denn das
Grab war für sein einziges, liebes Töchterlein, die den
alten Mann liebend gepflegt, die den ergrauten Vater
einzig und allein an sein morsches Daseyn gefesselt
hielt, bestimmt. So mochte es wohl kommen, daß
Steinert, nachdem das Grab wohl schon zwei El-
len tief gegraben war, es für eine Folge seines schwa-
chen Fußtrittes hielt, als die eiserne Schaufel von ei-
nem harten Gegenstande zurücksprallen schien. Ein
zweiter Tritt, dem bald darauf noch mehrere folgten,
belehrt ihn jedoch, daß das, seiner Arbeit sich entge-
genstellende Hinderniß, wirklich ein harter, langer Ge-
genstand, vielleicht ein Stein oder ein starkes Brett,
seyn müsse, was ihn um so mehr bestrebte, als er
mit völliger Gewißheit überzeugt war, daß mindestens
seit dreißig Jahren, an dieser Stelle kein Leichnam
mehr der ewigen Todesruhe überliefert worden war,
ein Zeitraum, der auch den festesten Sarg der Fäul-
niß hätte übergeben müssen. „Sonderbar!“ murmelte

der Todtengräber vor sich hin, und ohne die geringste Umwandlung von Furcht die lockere Erde hinwegschau- felnd, gewahrte er beim matten Schimmer seiner Lat- terne gar bald, daß er den, mit einem einfachen sil- bernen Kreuze geschmückten Deckel eines langen schwar- zen Sarges, so neu und glänzend, als wäre er erst Tags vorher in die Erde gelegt worden, von der auf ihn drückenden Bodenlast befreit hatte. Ein leichter Schauer über diese räthselhafte Erscheinung rieselte durch Steinerts Gebeine, aber vertraut mit dem nächtlichen Grausen, das der Tod um die Gräber ge- zogen, ermannete er sich leicht wieder, und in die lau- ten Worte ausbrechend: „Soll ich den Schmerz ein- spfinden, meiner Marie eine zweite Grube graben zu müssen?! — Wer ist's, der so neidisch, lange nach seinem Tode, diesen Platz noch behaupten will?“ — riß er mit markiger Faust an den metallnen Hand- griffen den Deckel in die Höhe, zu gleicher Zeit sich selbst auf den Rand der Grube schwingend. Alles war still, nur der Sturm tobte, mit neuer Wuth er- wachend, um die alten Schornsteine des Städtchens, und eben verkündeten die dumpfen Schläge der Glocke auf dem nahen Kirchthurme die Stunde der Mitter- nacht. Schweigend ergriff Steinert die Leuchte, um nach des Grabes Tiefe zu schauen, aber vor Schreck bebte der unerschrockene Mann zurück, denn vor ihm lag im langen, grauen Sterbekittel, das fahle Antlig grell beleuchtet vom Laternenscheine, die Hände gefal- tet, eine Leiche, an der die Macht der Verwesung völ- lig spurlos vorübergegangen zu seyn schien. Wie um so mehr jedoch sträubten sich des Todtengräbers Haare zu Berge, als die scheinbar leblose Gestalt sich empor richtete, die Augenlider sich öffneten und die starren Glasaugen unverwandt aus den tiefen Augenhöhlen des Todten in sein vor Schrecken bleiches Angesicht schauten.

(Die Fortsetzung folgt.)

B u n t e s.

Aus Zeit und Gegenwart.

* Unter dem Titel: „Theatralisches Pfennig-Ma- gazin,“ erscheint wöchentlich eine Lieferung, stets die vorzüglichsten Scenen und Tableaux des deutschen Re- pertoirs enthaltend. Herr Bäuerle, Redacteur der Wiener Theaterzeitung, ist der Herausgeber und be- gleitet die Ankündigung dieser Bereicherung der Pfennig-Literatur mit folgenden Worten: „Offenbar ist die Erscheinung eines Werkes, das die interessantesten Mo-

mente am dramatischen Kunsthimmel festhält, von gro- ßem Interesse für den Theaterfreund. Außerdem ist dasselbe noch unentbehrlich für den Schauspiel-Unter- nehmer, Bühnkünstler, Decorateur und Anordner ses- nischer Einrichtungen zc.“

* In Paris ist zum Besten der Ueberschwammten von St. Etienne ein Concert gegeben worden, welches ungemein zahlreich besucht wurde. Mit dem Werke eines deutschen Meisters — wie schmeichelhaft für uns — wurde das Concert eröffnet. —

* Die Wittwe des berühmten Reisenden Belzoni ist jetzt selbst im Begriff eine wissenschaftliche Reise nach Afrika anzutreten. — Glückliche Reise!

* Das preussische Unterrichtswesen soll auch in der Schweiz zur Organisation des Schulwesens zum Mus- ter genommen werden.

* Der Courier des Théâtres soll anerkannt der Meister im Schimpfen seyn — in Paris! das will viel sagen. Die Theater, die Schauspieler, die nicht aboniren, sind eigentlich gerade die, welchen das Blatt sein Glück verdankt. Der Herausgeber verfolgt sie so unablässig, macht sie so herunter, daß die Uebrigen, aus Furcht, seinen Sorn zu reizen, sich fügen und ihm lieber 50 Frank's jährlich bezahlen, um Ruhe zu haben. Auf solche Weise hat sich der Herausgeber ein Kabriolet, ein Landgut und ganz artige Renten, zu- sammengeläsert. —

* Meier=Beer's „Robert der Teufel!“ brachte bei der 117. Vorstellung in Paris, 10,000 Franken ein; über 500 Personen mußten das Haus wieder verlassen, ohne Platz erhalten zu haben.

* Die Zwergenhochzeit zu Birmingham, welche vor Kurzem dort gefeiert wurde, regte wieder einmal den altenglischen Humor auf, der immer mehr zu verschwinden droht. — Der Bräutigam, ein Spanier, Don Santigo, 35 Zoll hoch, hatte sich für Geld se- hen lassen und wurde durch eine, gleichzeitig dort an- gekommene, englische Zwergin, Anna Hypkins, 40 Zoll hoch, in seinem Zuspruche sehr beeinträchtigt. Man veranstaltete eine Zusammenkunft Beider, die mit einer Liebeserklärung und Geschäftsvertrage schloß. — Ein riesenmäßiger Priester wurde zur Trauung ausgesucht, auch alle Hochzeitgäste mußten wenigstens sechs Fuß haben. So ging der Zug in die Kirche, die aben- theuerliche Tracht des kleinen Brautpaars, vermehrte den Kontrast gegen die einfach schwarz gekleideten ries- senschaften Trauzeugen. Kaum konnte man sich über- zeugen, daß Beide ein und derselben Geschöpfung angehörten.

* In Rübelsheim, bei Frankfurth a. M., erscheint mit diesem Jahre ein neues Unterhaltungsblatt, „Der rechte Weg.“ — Das ist ein guter Titel, — wir wünschen dem anonymen Herausgeber, er möge recht lange auf dieser Straße marschiren, aber auch die rechten Leute daselbst antreffen.

* Der „allgemeine Anzeiger“ enthält wieder die Anpreisung verschiedener Haaröle, welche das Haar wachsen machen und schwarz färben. — In unserer Zeit, wo Politik und Handel schwanken, sollte lieber Jemand ein Haaröl erfinden, wonach einem die Haare mit Ehren grau werden.

* Ein Freiherr v. B.... macht scherzweise den Vorschlag, eine Bartsteuer einzuführen, weil viele junge Leute durch diesen Haarwuchs ihr Gesicht zu verschönern glauben. Auf diese Weise, meint Herr v. B., bedürfte es der Maasregel Peter des Ersten nicht, die Bärte gewaltsam abnehmen zu lassen, wodurch er dieser barbarischen Sitte ein Ende zu machen gedachte.

* Der Graf Redern wird nicht, wie mehrere Blätter etwas vorschnell äußerten, als preuß. Gesandter an den Wiener Hof gehen, sondern in seiner gegenwärtigen Stellung als General-Intendant der königl. Schauspiele auch ferner verbleiben und Berlin nicht verlassen.

* In Dresden hat ein Dienstmädchen ihre Genosfin aus Neid und Mißgunst ermordet. „Schlägt das zarte Geschlecht so aus der Art?!“

* Von der Negerkolonie Liberia an der afrikanischen Westküste, zwischen Sierra-Leona und Fernando, laufen fortwährend die erfreulichsten Nachrichten ein; und wenn auch der Plan der nordamerikanischen Menschenfreunde, hier einen Staat zu begründen, der allmählig alle Regier aus ihrem Freistaate aufzunehmen sollte, wegen der großen Zahl der letzteren völlig unausführbar bleiben wird, so verspricht dagegen die Kolonie für Afrika selbst ein wahrer Segen zu werden.

* Ein englisches Blatt erzählt als Warnung vor dem Ankauf grüner Theesorten Folgendes: Nicht weit von Canton ist eine unter dem Namen Wo-ping bekannte Fabrik von unechtem grünem Thee. Die Blätter des großen schwarzen Thees werden mit Indigo, Zärmerik (einer Wurzel) und Bleiweiß vermischt, auf erwärmten Eisenplatten gerollt, und erhalten so genau das blaue krause Ansehn des besten grünen Thees. Von dieser falschen Waare lagen 50,000 Kisten zum Verschiffen bereit, wovon jetzt wahrscheinlich schon eine bedeutende Anzahl in Europa ist. Wer also grünen Thee kauft, der hüte sich. —

Danzig's Getreidehandel.

Danzig liegt bekanntlich nahe der Mündung der Weichsel. Die Stadt hat etwa 64000 Einwohner, und ist, nächst Petersburg, der Haupthandelshafen der Ostsee. Sie verdankt ihre Wichtigkeit als Handelsstadt vorzüglich ihrer Lage an der Weichsel, auf welchem Strome eine starke Ausfuhr preussischer, polnischer und sogar ungarischer roher Produkte und die Einfuhr der diesen Gegenden nöthigen überseeischen Waaren stattfindet. Die Weizenausfuhr Danzigs ist größer als die irgend eines andern Hafens, denn New-York, welches sich in dieser Hinsicht mit ihm messen könnte, bringt vorzüglich nur Weizenmehl auf den Weltmarkt. Man unterscheidet am Plage vier Hauptarten von Weizen, den weißen, hochbunten, bunten und rothen. Der Danziger Weizen hat kleine Körner, ist zwar nicht ungewöhnlich schwer, aber sehr dünn-schalig, und liefert ganz vorzügliches Mehl.

Es giebt zwei verschiedene Arten, wie das Getreide auf der Weichsel nach Danzig gebracht wird. Aus den Gegenden der unteren Weichsel und ihrer Nebenflüsse bringt man die geringeren Sorten auf gewöhnlichen verdeckten Ockerbännen zur Stadt. Für den Transport des besseren Getreides aus den oberen Gegenden trägt man aber geringere Sorgfalt; denn von Krakau aus bis dahin, wo sie sich mit dem Bug und der Rarew vereinigt, hat die Weichsel nur für die leichtesten und flachsten Fahrzeuge Wasser genug. Diese Fahrzeuge sind etwa 75 Fuß lang, 20 Fuß breit und höchstens 2½ Fuß tief, und werden von dem leichtesten Tannenholze im Winter am Ufer, oft aber auch ziemlich weit vom Flusse entfernt, roh zusammengeschlagen, und im letzteren Falle mit Hülfe des Hochwassers im Frühjahr flott gemacht. Sie haben in der Mitte des Bodens eine Art von Kielschwinn, worauf Korbflechten gelegt werden, die bis an die Seiten des Fahrzeugs reichen. Der untere leere Raum dient, das Wasser aufzunehmen, welches in großer Menge durch die schlecht kalfeterten Fugen eindringt. Auf das Korbflecht legt man Matten, die aus Roggenstroh geflochten sind, und die gleichfalls zur Seitenbekleidung dienen müssen. Die Fahrzeuge ziehen beladen nur 10 bis 12 Söll Wasser und tragen 800 bis 1000 Scheffel Weizen.

Das Getreide wird so hoch als möglich auf die Matten aufgeschüttet und bleibt völlig unbedeckt, so daß es jeder Witterung und der Veruntreuung durch die Mannschaft des Fahrzeugs ausgesetzt ist. Diese pflegt aus sechs bis sieben Mann zu bestehen, deren einer in einem Rahne vorausfährt, um dem mit dem Strome treibenden Fahrzeuge die schnell wechselnden

Urtiefen zu bezeichnen. Die Fahrt geht stets nur langsam, und wenn während derselben bei warmer Frühlingsluft viel Regen fällt, beginnen die Körner auszufschlagen, so daß der Prahm das Ansehen einer schwimmenden Wiese gewinnt. Die Keime und Wurzelfasern bilden dabei eine dichte Decke, wodurch das unter ihr liegende Getreide vor dem weiteren Eindringen der Feuchtigkeit ziemlich geschützt wird.

Sind die Prahmen in Danzig angekommen, so zerschlägt man sie und verkauft sie als Brennholz, und die Mannschaft kehrt zu Fuß in ihre Heimath zurück. Das Getreide aber, mit Ausnahme der ausgewachsenen Körner, wird am Lande an der Sonne ausgebreitet und so oft umgestochen, bis die Feuchtigkeit verdunstet ist. In der Nacht oder während eines nicht anhaltenden Regens thürmt man es in hohen Haufen zusammen, und legt ein Segeltuch darüber, von welchem das Wasser nun leicht abläuft. Die Speicher, auf welche das von Feuchtigkeit befreite Getreide gebracht wird, haben eine vorzüglich zweckmäßige Einrichtung. Die Bodenkäume haben gewöhnlich 9 Fuß im Lichten und sind durch 4 Fuß hohe Zwischenwände zur Aufnahme der verschiedenen Weizensorten eingerichtet. Das Getreide wird auf denselben gewöhnlich dreimal wöchentlich umgestochen und gewurfelt, und jeder Raum ist groß genug, um 900 bis 1200 Scheffel zu lagern und die nöthigen Arbeiten zu gestatten. Für Luftwechsel ist durch zahlreiche Fenster gesorgt. Der ganze Raum der jetzt vorhandenen Danziger Speicher ist fähig, ungefähr 3 Millionen Scheffel Weizen zu fassen, wenn jede Bodenabtheilung mit einer der vier Hauptarten Weizen gefüllt ist. Da man aber seit einigen Jahren sehr viele Sorten Getreide aus Pohlen zuführt, die nicht vermischt werden dürfen, so nehmen gegenwärtig ungefähr 1,680000 Scheffel alle Räume der am besten zur Verladung gelegenen Speicher in Anspruch.

Die Quantität Weizen, welche Danzig seit dem Anfange dieses Jahrhunderts jährlich im Durchschnitt ausgeführt hat, ist nicht so groß, sondern beträgt nur ungefähr 1,200000 Scheffel. Der meiste Weizen geht nach England, und die gewöhnlichen Kosten des Transports von Warschau bis London, die Affekuranz und Verluste betragen etwa 20 Schilling für das Quänter von 6 Preuß. Scheffeln oder 1 Hst. 3 Sgr. für den Scheffel, wobei die Fracht und der Verlust bis Danzig zu 8½ Schilling, die Kosten für Seefracht, Sundzoll und Affekuranz aber nur zu 8 Schilling gerechnet sind.

Der Kopist, ein gediegener Kritiker.

Ein Lokal- und Ueberallfrüch.

Wer ein Haus baut, ein Buch schreibt, Komödie spielt, einen öffentlichen Posten bekleidet, muß sich das Gut- oder Bössachten eines Jeden gefallen lassen. Es gleiche der fruchtlosen Arbeit des Sisyphus, wollte man sich jedem schändlichen Urtheile, das man über sich äußern hört, entgegenstellen, nur Aerger und Ermüdung würde das alleinige Ergebnis davon seyn. — Der Herausgeber einer Zeitschrift ist mehr als Jeder Andere dem allgemeinen und dem gemeinsten Urtheile ausgesetzt. Bei der Verschiedenheit der Geschmacksrichtung, der Bildungsstufe, der Empfindungsfähigkeit der Leser seines Blattes, kann nothwendigerweise nicht Alles darin Allen gefallen, und wie Wenige sind gerecht und verständig genug, den richtigen Maßstab bei der Beurtheilung anzulegen. Der untrüglichsste Maßstab nämlich zur Beurtheilung des Werthes oder Unwerthes einer solchen literarischen Erscheinung ist ohnstreitig der, daß ein Jeder sich selbst fragt: „hat ein oder gar kein von den in einer Nummer des Blattes enthaltenen Artikeln Dir gefallen? Hat nur ein einziger Dir gefallen, so entspricht das Blatt den billigen Anforderungen, die man an dasselbe zu machen hat, denn der andere Inhalt, der Dich gleichgültig ließ, ja Dir hie und da mißfiel, kann gerade einen andern Leser ansprechen.“

So z. B. hat der Artikel in No. 2 des Posener Stadt- und Landboten, „die Einsetzung des Sonntages, des Sabbathes, ist eine der weisesten Einrichtung etc.“ gewiß bei Allen, die die Wohlthat der Sonntag- und Sabbath-Einsetzung selbst empfinden, Anklang gefunden. Die Leute aber, denen es beschieden ist 7 Sonntage in der Woche zu haben, — und es giebt in unserm lieben Posen, wie überall, deren viele, — mußte diese Betrachtung natürlich kalt lassen. „Die Wahrheit fühlt nur ein mitempfindend Herz.“

Beherzigt man nun ein Begründetes, bemitleidet und belächelt man ein vom Vorurtheil und Unverständnis getrübetes, verwirft man ein böshaftes Urtheil, was und wie soll man aber zu einem Urtheile sagen, das kürzlich anzuhören, der Redakteur dieser Zeitschrift gezwungen war. Er befand sich in Gesellschaft eines Freundes in der L. schen Restauration, da trat ein Mensch herein, (dem, nebenebei gesagt, die Göttin Gemeinheit so ziemlich ausgeprägt ihr Stempel aufgedrückt hat) — und fragte: „ist der „Posener Stadt- und Landbote“ da?“ Auf die Bejahung der Wirthin sagte er, ohne das Blatt, wie man nach einer solchen Frage

erwarten sollte, an sich zu nehmen, „es taugt auch nicht viel.“ Der Freund des Redacteurs, in jene Verlegenheit versetzt, die jeder wohlherzogene Mensch bei Anhörung einer Aeußerung empfindet, die seinen Gesellschaftler unangenehm berühren muß, fragte den Tadler, „Haben sie das Blatt schon gelesen?“ „Nein,“ erwiderte Jener, „ich lese es erst gar nicht!!!“ — „Nun bei allen Donnerkeulen Jupiters, das ist —“ doch, halt! nicht geschimpft, auch nicht poetisch, der Herr Censor und die Frau Schicklichkeit dulden das nicht, und was Herr und Frau ge- oder verbieten, muß respectirt werden.

Naturhistorisches.

Ein Beamter in Vorderindien machte in Begleitung seiner Familie eine Reise durch seinen District, und ließ in der Nachbarschaft von Manghyr in einer schönen Gegend Halt machen. Nach morgenländischer Sitte hatte er ein großes Gefolge bei sich, dessen Wohnung, mit seiner eignen zusammen, einen beträchtlichen Umfang einnahm. Unter den, seiner Familie zugehörigen Hausthieren, befand sich auch ein grauer, langschwänziger Affe, mit schwarzem Gesicht und langen Armen, welcher wegen seinen Unarten beständig an die Pfosten der Hütte, welche ihm gegen das Wetter zum Schutz diente, gefesselt war. Eines Morgens bemerkte die Frau des Beamten, welche sich häufig damit unterhielt, den Pfosten desselben zuzusehen, einen Affen derselben Art, welcher mit dem Gefangenen spielte; sie schickte sogleich zu ihren Leuten, um fragen zu lassen, wenn ein Affe entlaufen sey (denn es befinden sich oft mehre in einem Haushalt), und zu sagen, daß man ihn sogleich einfangen möge. Sie erfuhr aber, daß Niemand einen Affen gehabt habe, und daß der, welchen sie gesehen, ein fremder aus den Wäldern seyn müsse. Jetzt begann eine sehr anziehende Scene unter den neuen Bekannten. Nachdem sie viel mit einander gekostet und geplaudert hatten, erhob sich der wilde Affe, um fortzugehen, und als er sah, daß sein Freund ihn nicht begleite, kam er zurück und fastete ihn um den Hals und zog ihn fort; so weit die Kette es zuließ, folgte er gern, aber dann, durch die harte Nothwendigkeit gezwungen, blieb er stehen. Bald schien der fremde Affe die Ursache, welche seinen Freund zurückhielt, zu begreifen, er erfaßte daher die Kette und suchte sie zu zerreißen! der Versuch war jedoch erfolglos, und nach einigen vergeblichen Anstrengungen streckten sich beide nieder, auf die Weise, welche die eingebornen Indianer diesen Bürgern des Waldes an-

gebort zu haben scheinen, und machten ganz klägliche Gebärden, rangen die Hände und schienen in Verzweiflung. Die Nacht machte den Beobachtungen ein Ende, aber am folgenden Tage gab man wieder Acht, und fand, daß sich die Gesellschaft um einen vermehrt hatte. Neugierig, zu erfahren, woher diese Thiere kämen, erkundigte sich die Dame bei den Ortseingebornen, allein sie erklärten einstimmig, daß, ihres Wissens, auf hundert (engl.) Meilen weit kein Affenwohnplatz sey, dem diese, der Art nach, angehören könnten. Es zeigte sich bei dem neuangekommenen das heftigste Verlangen, den Gefangenen von seinen Fesseln zu befreien; zuerst wurden, wie bei der frühern Gelegenheit, Ueberredungskünste versucht; hierauf wurde Gewalt gebraucht, und den Schluß machten Ausbrüche des Schmerzes, Wehklagen der kläglichsten Art, und Thränen. Am folgenden Tage erschienen vier oder fünf Affen, und es schienen mancherlei Berathungen unter ihnen statt zu finden; sie versuchten den Gefangenen auf einen Baum zu ziehen, aber die grausame Kette verbot es; alle Mittel und ihr ganzer Wis schienen erschöpft, und sie erhoben entweder ein durchdringendes Klagegeschrei, oder machten so plumpe Versuche ihren Kameraden zu befreien, daß dadurch das Leben desselben gefährdet wurde. Die Dame, welcher die von diesen Affen an den Tag gelegte große Anhänglichkeit Vergnügen machte und die Vereitelung ihres Wunsches mitempfand, befahl, nachdem sie sich selbst eine beträchtliche Zeit belustigt hatte, ihren Mannern zuzusehen, einem der Diener, den Affen frei zu lassen. In dem Augenblicke, wo die kleine Gesellschaft begriff, daß ihr Gefährte frei sey, war ihre Freude grenzenlos; sie umarmten ihn viele Male, hüpfen und sprangen lustig um ihn herum, fasten endlich den freigelassenen Gefangenen beim Arm, liefen mit ihm in die Wälder und wurden nie wieder gesehen, so wie auch keiner derselben Art sich die ganze Zeit über blicken ließ, wo die Gesellschaft noch an dieser Stelle verweilte; wodurch die Behauptung der Eingebornen bestätigt wurde, welche dabei beharrten, daß die grauen Affen mit schwarzem Gesicht und langen Armen, diesen District nicht bewohnten.

Eine andere authentische Anekdote von Affen eignete sich in der Gegend von Madras. Der Offizier, welcher sie erzählte, hatte sein Bungalow, welches erst vor kurzem aufgebaut worden war, an einem Schilddickicht, durch welches ein Trupp Affen, bei seinem Zuge zu den benachbarten Wäldern, täglich seinen Zug nahm. Bei einer dieser Gelegenheiten fing ein Sepoy, überzeugt, dem Offizier ein Vergnügen zu machen, ein Junges, und brachte es in das Haus, wo es an einer der Pfeiler der Verandah befestigt wurde. Man sah die Eltern dieses Affen bald auf einem Rande der ge-

genüberliegenden Felsen erscheinen, doch in einiger Entfernung, von wo sie ihr gefangenes Junge täglich zu Gesicht bekommen konnten, und sie saßen daselbst auf diese Weise alle Tage, bisweilen offenbar von stiller Verzweiflung verzehrt, und zu andern Zeiten in laute Wehklagen ausbrechend. Dies währte eine Zeitlang; es vergingen Tage, ohne daß sich die Alten über ihren Verlust trösteten; die Scene wiederholte sich, so wie die Aeußerungen von Gram, immer von Neuem, so daß der junge Offizier, aus Mitleid mit den, ihres Kindes beraubten Alten, dem Gefangenen die Freiheit gab. Indem er sich schon in Voraus ihre große Freude über ihr wiedergefundenes Junge denken konnte, sah er nach dem Felsen hin, wo auch das Junge so gleich zum Vorschein kam, aber statt einer glücklichen Vereinigung, welche ihm seine Einbildungskraft vorge spiegelt hatte, folgte hier eine Katastrophe der traurigsten Art. Die alten Affen ergriffen den Ausreißer mit ihren Armen und zerrissen ihn augenblicklich in Stücke, worauf sie sogleich verschwanden, indem sie es dem Zuschauer überließen, sich in Muthmahnungen zu verlieren, ob diese That durch Rache wegen des lange Zeit erduldeten Grams, oder durch allzu rohe Aeußerungen der Freude, veranlaßt worden sey.

Theaterschau.

Dienstag, den 20. Januar 1835.

„Nummer 777.“ Lustspiel, nach dem Französischen von Lebrün.

Ein frömmelnder Schuft, und ein böshafter, hämischer Diener, sind die beiden komischen Hauptpersonen in diesem Lustspiele. Charaktere dieser Art, könnten auch einer Handlung eine tragische Richtung geben, und es ist um so mehr ergötzlich, ja gewissermaßen tröstlich, daß man selbst dem Aergsten die possierliche Seite abgewinnen kann. So sehen wir im „Dihello“ die Eifersucht als die furchtbarste Folterqual dargestellt, und wie oft ist diese Leidenschaft, indem man die Lächerlichkeit derselben nur hervorhebt, mit gutem Erfolge als Lustspielstoff benutzt worden.

Herr Becker (Notar Vortheil) gab den vortheilsuchtigen, rabulistischen, frömmelnden Haus tyrann, sehr brav, besonders in der geheuchelten Nachsicht gegen seine Untergebene und zuletzt in dem Beklagen und Bedauern, daß alle Frömmigkeit und Güte ihm doch zum Gewinnloose nicht verholfen hätten.

Herr Hänsel (Pfeffer) führte uns das treffendste Bild der drolligsten Hämlichkeit vor, und entsprach daher

in dieser Rolle allen Anforderungen der Kritik. — Madame Schillbach (Madame Pusig) schien uns, sich zu sehr auf den Souffleur zu verlassen, sonst in der Repräsentation ihrer Rolle gut. — Herr v. Lavallade (Karl) gab seine kleine Rolle mit Gewandtheit. — Dem. A. Müller (Rosine) — sah recht hübsch aus.

Sonntag, den 25. Januar 1835.

„Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten.“ Komisches Gemälde, frei nach dem Französischen von Angely (Manuscript).

Großer Angely! der Du, wie ein geschickter Damschneider, aus einem kleinen Stückchen Zeug einen auffallenden Pugartikel zu machen verstehst. Ein Herr Liborius und eine Kommerzienrätthin Baldini finden sich zusammen, um eine Reise auf gemeinschaftliche Kosten nach Doberan zu machen. Herr Liborius hat bald Ursache, es zu bereuen: durch das Intelligenzblatt einen Reisegefährten gesucht zu haben, denn die Kommerzienrätthin, mit ihren Schachteln und Capricen, bereitet ihm vieles Ungemach, und läßt ihn dann mitten auf der Reise im Stiche, da sie ihren designirten Bräutigam, dem eigentlich ihre Reise nach Doberan galt, in Löwenberg antrifft. Sie bedient sich, unredlicherweise die Abwesenheit des Herrn Liborius benutzend, dessen Wagen, zur Rückreise nach Berlin, und läßt ihm ein malitöses Schreiben zurück. Das ist das Thema, welches in 5 Acten verarbeitet ist. Pöttlischer, großer Angely, reichbegabter Sohn Melpomenens! der Du der Spur der Wagenräder nachgehst, um daraus Stoff für ein komisches Gemälde zu entnehmen. Wie natürlich läßt Du die Postillione sprechen. Wie gewissenhaft schilderst Du all diesen Reisenjammer. Warum festest Du das Wagenschmierer nicht auch in Scene? Aha! das ist nicht ästhetisch meinst Du? Aber die Wirthshaus- und Nachtlagerescenen sind es!

Freue Dich Deutschland, ein neuer Refrain wird das jetzt schon veraltete „Allemal derjenige welcher,“ „nie ohne dieses niche,“ ein Stereotyp-Unterhaltungs-Artikel aller ästhetischen Friseur und ähnlichen Geleuchters, ablösen, nämlich die Herz und Geist erhebende Sentenz: „nun hört Alles auf!“

Referent will erst gar nicht von den Zoten sprechen, die selbst das zäheste Schicksaligkeitsgefühl beleidigen müssen, über einen solchen Vorwurf ist Angely längst erhaben. Ja! blieben diese Zoten weg, was wäre denn an diesem Gemälde komisch?

Ein Stück kann noch so schlecht seyn, gut gespielt kann es doch werden, und die heutige Aufführung dieses komischen Gemäldes, liefert den Beweis. —

Herr Bogt (Herr Liborius) gab den geängsteten und geprellten Reisegenossen mit ansprechender Jovialität, auch Herr Hänsel (Brennife), Madame Beh (Kömerzienrätthin), Madame Just (Susanne), spielten brav, so wie die andern Herrn und Damen in den kleinern Parthien.

Seyn und nicht seyn.

Mädchen; Mädchen! Schöne Mädchen! Wie sollt Ihr seyn? wie solltet ihr nicht seyn? wie seyd Ihr? wie seyd Ihr nicht?

Ihr sollt seyn, wie Ihr nicht seyd, Ihr solltet nicht seyn, wie Ihr seyd!

Ihr solltet seyn, wie die Sonne, sie läßt sich uns am Tage sehen, und bleibt Abends und in der Nacht fein zu Hause.

Ihr sollt nicht seyn, wie die Sonne, deann diese thut mit Allen freundlich, wärmt, leuchtet Allen und buhlt um die Gunst Aller.

Ihr sollet seyn, wie die Spiegel, bei dem zartesten Hauch, der ihn berührt, macht er gleich ein unfreundliches Gesicht.

Ihr sollt nicht seyn, wie — nein! — die Spiegel sollten lieber nicht seyn, dann würdet Ihr Euch nicht so oft beschauen können und würdet nicht eitel seyn! Ihr sollt seyn, wie die Thurmglöcke, sie läßt sich alle Stunden nur einmal hören!

Ihr sollt nicht seyn, wie die Thurmglöcke, die eine Thurmspitze als Frisur über ihrem Haupte trägt. Ihr sollt seyn — ja! Ihr sollt seyn! und Ihr sollt nicht seyn! denn wäret Ihr nicht, dann gäbe es keine Liebe, keine Lust und kein Leben!

Das Hörner = Aufsetzen.

Ihr lieben Männer allesammt!
 Wißt Ihr, woher die Rede stammt,
 Daß Euch, was keinen sehr ergötzt! —
 Die Frauen Hörner aufgesetzt? —
 So hört mich an, ich will's Euch sagen;
 Es war in alten, alten Tagen,
 Man zählt, irr' ich nicht in der Zahl,
 Wohl elf Tausend drei und achtzig dazumal,

Da lebt' ein Kaiser von Griechenland,
 Der ward Andronikus genannt.
 Er war der schönen Frauen Freund,
 Die Männer haben wohlgemeint,
 Weil ihn die Kaiserkrön' geschmückt,
 Ein Aug' und beide zugedrückt.
 Da gab aus froher Dankbarkeit
 Der gute Kaiser weit und breit
 Das Recht den guten Männern allen,
 Bei deren Frau'n es ihm gefallen,
 In seinem weiten Forstreviere
 Zu jagen klein' und große Thiere,
 Jedweden, der dazu erforan
 Wird über seines Hauses Thoren
 Ein Paar der schönsten Hirschgeweihe
 Befestigt hoch in grader Reihe.
 Man sagte drum zu jener Zeit,
 Weil nur der Frau'n Nachgiebigkeit
 Den Männern diese Rechte gab:
 Des Mannes holdes Weibchen hab'
 Ihm diese Hörner aufgesetzt!
 Und also soll man wohl auch sezt,
 Noch von so manchen Männern sagen;
 Obwohl die Männer diese Zier
 Nicht sichtbar über ihrer Thür,
 Unsichtbar auf der Stirne tragen!

Auflösung des Logogryphs in Nro. 4.

1. Eiche. 2. Eichel. 3. Leiche. 4. Bleiche. 5. Blei.
6. Leib. 7. Lieb. 8. Weil.

Räthsel = Fragen.

1. Fährt manch ein Herr mit Sechsen,
 So mancher auch mit Achten,
 Leicht ist es Dir zu sagen:
 Wer fährt wohl heut mit Sieben?
2. Welche Blume sticht am heftigsten?
3. In welcher Schule lernen die Erzieher und nicht
 die welche erzogen werden?

Errata in Nro. 4.

Seite 31	Spalte 1	Zeile 18	lies	Jeden	statt	Jedem.
" 32	" 1	" 30	" eine	" immer.		
" 32	" 2	" 2	" ihr	" ihnen.		
" 32	" 2	" 29	" sein	" ihm.		
" 32	" 2	letzte Z.	" Enzio	" Enzian.		